

Welt am Sonntag

Neffe des Hitler-Attentäters

„Ich hätte meinem Onkel nicht zugetraut, so ein Attentat vorzubereiten“

Stand: 01.03.2021 Von Nina-Friederike Gnädig

Franz Hirth ist der einzige noch lebende Verwandte des Hitler-Attentäters Georg Elser. Hier erzählt er von den Tagen vor und nach dem Anschlag und wie er erst 50 Jahre später die Wahrheit über seinen Onkel erfuhr. ... Für den neuen WELT-Podcast „Attentäter“ haben wir Franz Hirth getroffen, den einzigen noch lebenden Verwandten, der Georg Elser kannte.



Elser war sein Onkel, seine Mutter dessen Liebblingsschwester; diesen Winter hat Herr Hirth seinen 92. Geburtstag gefeiert. Wir verabreden ein Interview über seinen Onkel Georg Elser – wegen Corona natürlich telefonisch.

WELT: Wie haben Sie Ihren Onkel Georg Elser näher kennengelernt?

Franz Hirth: Das war 1932, da war ich etwa vier Jahre alt, da zog er zu uns. Und da meine Eltern in Stuttgart berufstätig waren, wurde mein Onkel gewissermaßen mein „Ersatzvater“, mein Ansprechpartner.

WELT: Sie haben mit ihm in einem Haus gelebt?

Hirth: Ja, in Georgs Elternhaus, in dem auch meine Mutter aufgewachsen war.

WELT: Was für ein Mensch war er?

Hirth: Die Elsers sind stille, zurückgezogene Menschen. Sie scheuen zwar nicht die Öffentlichkeit, aber sie drängen sich nicht an die vorderste Front. Sie waren interessiert an allem, an allen Neuigkeiten. Und mein Onkel Georg wusste immer Rat für mich. Wir haben oft die Nachmittage zusammen verbracht. Ich habe mich bei ihm beschützt gefühlt.

WELT: Sie lebten mit Ihrem Onkel bis 1935 unter einem Dach, dann wurde das Haus verkauft. Elser zog einen Ort weiter, nach Schnaithaim. Wie kamen Sie später wieder in Kontakt?

Hirth: Wir hatten immer Briefkontakt, und es war so um Mitte 1939, da fragte mein Onkel an, ob die Möglichkeit bestehe, dass er seine ganze Habe bei meiner Mutter unterstellen könne, in unserer Wohnung in Stuttgart. Er wolle wieder in die Schweiz gehen.

WELT: Dort war er schon während seiner Walz als Schreiner Geselle gewesen.

Hirth: Ja. Meine Mutter sagte: „Gut, wir haben Platz unten, du kannst deine Sachen unterstellen.“ Und der Termin war dann der 6. November.

WELT: Da kam er zu Ihren Eltern und Ihnen. Zwei Tage vor dem Attentat.

Hirth: Ich war allein zu Hause nach der Schule, meine Eltern waren ja berufstätig, und da kam er nachmittags mit seiner ganzen Habe. Das war eine große Holzkiste, ja, Truhe muss man sagen, und – ich glaube – es waren zwei Koffer. Er kam direkt von München mit dem Zug. In der Kiste, sagte er mir, seien Werkzeuge und auch ein Rechenschieber. „Den kannst Du vielleicht mal brauchen“, sagte er. Dann machte er mich darauf aufmerksam, dass, wenn wir mal etwas verstecken müssten, es hier in der Kiste einen doppelten Boden

gebe. Und er hat mir erklärt, wie man diesen doppelten Boden entfernt. Heute kann ich Ihnen nicht mehr genau sagen, wie das ging. Aber es war ja diese Kiste, diese Holztruhe, darin hatte er seinen Sprengstoff versteckt.

WELT: Als er Ihnen das sagte – hatten Sie da eine kindliche Vorahnung?

Hirth: Nein, ich dachte, er hätte da eine persönliche Sache – ein Versteck zu haben war ja immer gut. Am Abend kamen meine Eltern wieder nach Hause. Dann gab es ein Nachtessen und ein langes Gespräch. Meine Mutter hatte ihn zum Übernachten eingeladen, das konnte er bei uns im Wohnzimmer, dort stand eine Couch. Mein Onkel wollte erst am nächsten Morgen, also am 7. November, wieder zurück nach München.

WELT: Das hat er Ihnen gesagt?

Hirth: Erst am Abend in dem Gespräch. Da konnte ich auch heraushören, dass Georg gegen den Krieg war. Der war zu dem Zeitpunkt, also am 6. November 1939, ja schon über acht Wochen im Gange. Mein Vater sagte ihm: „Du brauchst doch keine Angst zu haben, du bist 1903 geboren, du bist jetzt 36 Jahre alt. Du wirst nicht mehr Soldat.“ Nun ja, mein Onkel sagte dann noch, er habe sich entschieden, Deutschland zu verlassen. Wir ahnten nicht, dass etwas anderes dahintersteckte. Er war ja schon in der Schweiz zum Arbeiten gewesen.

WELT: Wirkte er in dem Moment anders auf Sie?

Hirth: Ja, übermüdet, könnte man sagen. Meine Mutter fragte ihn deshalb: „Was hast du gemacht, dass du so erschöpft bist?“ Georg antwortete, er habe bei einem Schreiner in München gearbeitet, da musste er Munitionskisten herstellen, fast Tag und Nacht, weil der Bedarf sehr groß war. Jedenfalls ist er dann am nächsten Morgen, am 7. November, wieder nach München gefahren.

WELT: Stimmt es, dass nach der Explosion im Bürgerbräukeller, am 8. November 1939 um 21.20 Uhr, noch Tage vergingen, bis Sie etwas über Ihren Onkel hörten?

Hirth: Ja, das begann am 13. November, das ist ein Tag, den ich nie vergessen werde. Da kam ich um die Mittagszeit von der Schule. Und weil meine Eltern berufstätig waren, musste ich mir mein Essen selber herrichten. Plötzlich ging die Wohnungstür auf, und mein Vater kam herein mit zwei fremden Männern. Ich wollte fragen: „Was ist los?“ Mein Vater bedeutete mir: „Sei still und verhalte dich ruhig.“ Die Männer haben die Wohnung inspiziert, wir sollten mitkommen, mein Vater hat denen die Wohnungsschlüssel ausgehändigt, und wir sind dann zu Fuß von der Lerchenstraße bis zum Hotel Silber gegangen.

WELT: Der Sitz der Gestapo in Stuttgart.

Hirth: Mein Vater ging in der Mitte, zwischen den beiden Herren. Ich wusste nicht, wer die waren. Erst als wir im Hotel Silber ankamen, dämmerte es mir: „Die haben irgendwas mit der Polizei zu tun.“ Die Gestapo war grundsätzlich in Zivil. Ich musste mich dort dann in eine Ecke setzen. Der andere ging sofort mit meinem Vater die Treppe rauf. Ich konnte nicht „Ade“ sagen. Ich dachte, er kommt ja wieder. Da saß ich dann stundenlang und fragte mich: „Wann kommt denn endlich mein Vater zurück?“ Das dauerte so lange, bis es dunkel wurde, so bis acht Uhr abends.

WELT: Was geschah danach?

Hirth: Dann kam einer von den zwei Beamten und sagte zu seinem Kollegen: „Mein Gott, wir haben ja den Buben vergessen.“ Ich wusste natürlich nicht, um was es geht. Nach einem kurzen Gespräch bedeutete mir der Mann, ich möchte mit ihm gehen. Wir fuhren dann mit der Straßenbahn in ein Kinderheim. Das heißt, in das Waisenheim in der Thüringstraße.

WELT: Und Ihre Mutter durften Sie an dem Tag gar nicht mehr sehen?

Hirth: Nein, sie wurde damals an ihrer Arbeitsstelle verhaftet.

WELT: Was geschah mit Ihnen?

Hirth: Ich war in dem Kinderheim und hatte nur das bei mir, was ich angezogen hatte an diesem Morgen. Nach einigen Tagen brachte mir ein Beamter einen Koffer mit etwas Wäsche und meine Schulsachen. Ich wusste nichts, das Einzige, was man mir sagte, war: „Die Eltern werden dich wieder abholen.“ Aber irgendwie ahnte ich, dass all das etwas mit meinem Onkel zu tun hatte. Ich habe zwar kaum Erinnerungen an die Zeit im Heim, aber der 21. November war mein Geburtstag, und da dachte ich: „Die müssen doch jetzt irgendwas Besonderes für mich machen.“ Es gab ein Schwesternzimmer, an dem ich immer wieder vorbeigelaufen bin, und darin stand ein Volksempfänger. Und an diesem Tag kam öfters diese Sondermeldung, dass der Attentäter von München gefasst sei. Es handele sich um den Schreiner Georg Elser.

WELT: Wie haben Sie reagiert?

Hirth: Am Anfang hatte ich den Namen nicht genau verstanden. Ich war ja an dem Volksempfänger im Schwesternzimmer nur vorbeigegangen, weil ich hoffte, dass eine der Schwestern mich sah und sich daran erinnerte, dass ich Geburtstag hatte. Beim zweiten oder dritten Mal traf es mich dann wie ein Blitz, wo bei mir eingeschlagen ist. Und ich wollte mich dann nur noch in die letzte Ecke verkriechen, weil ich dachte: „Die wissen ja, dass ich der Neffe von Georg Elser bin, der Terrorist ist ja mein Onkel.“ Also, es war ein furchtbarer Tag. Aber es kam dann keiner auf mich zu, und es hat mich auch niemand gefragt.

WELT: Konnten Sie damals mit irgendjemandem über Ihre Ängste reden?

Hirth: Nein, ich habe mich ja wahnsinnig geschämt, es war furchtbar. Erst ungefähr vier Wochen später hat mich mein Großvater väterlicherseits aus dem Kinderheim abgeholt, und ich blieb dann die nächste Zeit bei ihm.

WELT: Haben Sie mit ihm über Georg Elser gesprochen?

Hirth: Nein, er wusste ja selbst nicht viel. Nur dass mein Onkel der Attentäter war. Mein Großvater und meine Großmutter waren auch verhört worden, aber nicht so intensiv wie die Elser-Familie.

WELT: Wie lange blieben Sie bei den Großeltern?

Hirth: Das dauerte bis Anfang März 1940. Meine Eltern waren nach Berlin gebracht worden, aber sie wurden getrennt dorthin gefahren. Sie hatten sich seit dem 13. November 1939 nicht mehr gesehen. Getrennt inhaftiert in Einzelhaft. Bis Ende Februar, dann konnten sie zusammen zurück nach Stuttgart fahren. Meine Mutter erzählte nicht viel über diese Zeit, sie sagte nur: „Vor meinem Zimmer stand immer ein SS-Mann.“

WELT: Was hatte sich für Ihre Familie verändert?

Hirth: Nun, mein Vater musste sich bis 1945 monatlich auf der Polizeiwache melden. Der Name Elser war wie ein Stachel.

WELT: Wie meinen Sie das?

Hirth: Es ist nicht so, dass ich böse auf meinen Onkel war, aber ich habe mich damals geschämt für ihn, das muss ich doch sagen. Unheimlich geschämt. Und auch das Familienklima – ja, das war ganz schlimm. Meine Freunde haben zu mir gehalten. Aber was dann 1946 passierte, war schlimm.

WELT: Was genau meinen Sie?

Hirth: Die Nazis hatten ja behauptet, mein Onkel hätte das Attentat im Auftrag des britischen Geheimdienstes verübt. Man wollte nicht glauben, dass ein einzelner sogenannter

„Volksgenosse“ fähig war, einen solchen Anschlag zu begehen. Mein Onkel wurde in Dachau in den letzten Kriegstagen hingerichtet. Und nach dem Krieg behauptete dann Pastor Martin Niemöller, der spätere Kirchenpräsident: „Den Georg Elser kenne ich gut, der war im gleichen Bau wie ich ...“

WELT: Niemöller meinte den „Zellenbau“ für sogenannte Sondergefangene in den KZs Sachsenhausen und Dachau ...

Hirth: Ja. Niemöller sagte also: „Der Elser war ein SS-Mann, der hat das Attentat im Auftrag der SS begangen.“

WELT: Wie fühlten Sie sich damals?

Hirth: Diese Aussage war so erschreckend, vor allem dass sie jahrzehntelang gegolten hat. Meine Großmutter wandte sich an Niemöller und bat, er soll so etwas nicht behaupten. Der Name Elser hatte in den Nachkriegsjahren einen schlimmen Klang. Ich konnte den Namen jahrelang gar nicht mehr aussprechen.

WELT: Auch nicht Ihren Eltern gegenüber?

Hirth: Nein, da herrschte Totenstille. War er Werkzeug der SS? War er Werkzeug des englischen Geheimdienstes? Das wussten wir nicht. Das Hitler-Attentat und Georg Elser – das war für uns 50 Jahre lang ein Tabuthema. Das hat gezehrt.

WELT: Wann haben Sie die Wahrheit über Ihren Onkel erfahren?

Hirth: 1989, als Klaus-Maria Brandauers Film über ihn in die Kinos kam. Da haben wir das erste Mal von den Verhörprotokollen des Onkels erfahren, die ein Historiker 1968 zufällig entdeckt hatte. Die habe ich dann gelesen.

WELT: Wer ist Georg Elser heute für Sie?

Hirth: Ein richtiger Widerstandskämpfer. Ein Mensch, dem ich nicht zugetraut hätte, so ein Attentat vorzubereiten und auszuführen.

WELT: Herr Hirth, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Hirth: Danke. Ich bin zwar jetzt am Ende meiner Kraft. Aber ich habe es gern gemacht, denn es ist das letzte Interview, das ich gebe.

<https://www.welt.de/politik/article227363899/Neffe-von-Hitler-Attentaeter-Georg-Elser-Wie-ein-Stachel-Podcast.html>